

## **Gottesdienst vom 18. Oktober 2009 in Thun – Matthäus 14, 22 - 33**

Liebe Gemeinde

Vor wenigen Tagen noch waren wir als Familie am Meer. Wir genossen die Tage in Sardinien, das Meer, die Sonne, das Schnorcheln und die feinen Gelatis. Oft war das Meer ruhig – und das grosse Sehnen der ganzen Familie war: wann gibt es grosse Wellen? Es ist einfach einzigartig, sich von den Wellen mitnehmen zu lassen, die Kraft des Wassers zu spüren, auf der Welle zu reiten, sich ans Ufer spülen zu lassen.

Doch was wir im Predigttext gehört haben, ist weit entfernt von Spass, Erlebnis oder Nervenkitzel. Hier kämpften zwölf Männer gegen die Urgewalt des Sees Genesareth. Ein See, der inmitten von hohen Bergen liegt. Mit 209 m unter dem Meeresspiegel ist er noch heute ein Schauplatz von heftigen Stürmen. Fallwinde, die von allen Seiten auf den See einstürmen, die starken Winde von den Golanhöhen und das Aufeinanderprallen von kalten und warmen Luftmassen machen den See auch heute noch unberechenbar. In kürzester Zeit können Sturmwinde aufkommen, die selbst moderne Boote in Bedrängnis geraten lassen.

Mich fordert der Text immer wieder von neuem heraus. Es ist ein Text, der die Urängste des menschlichen Lebens beschreibt. Es ist aber auch ein Text, der das Vertrauen und das Verzweifeln beschreibt. Kurz: er beschreibt verschiedene Wegstrecken auf dem Weg des Glaubens.

Welche Passage dieses Textes berührte dich am stärksten?

- Das Vertrauen der Jünger? Sie lassen sich von Jesus wegschicken!
- Das Alleinsein der Jünger? Sturm kommt auf, doch von Jesus keine Spur!
- Die Gefahr? Alle kämpften ums nackte Überleben!
- Das lange Warten? Jesus kommt erst in der vierten Nachtwache zu den Jüngern!
- Das Gefühl der Verlassenheit? Die Jünger rechnen wohl nicht mehr mit Jesus – ein Gespenst ist ihnen näher!
- Der Glaube des Petrus? Auf dein Wort hin will ich es wagen!
- Die Rüge von Jesus? Du Kleingläubiger!

Und wie war es wohl für die Jünger? Sie hatten bereits eine intensive Zeit mit Jesus hinter sich. Schon wie sie in die Nachfolge von Jesus traten, war bemerkenswert. Doch auch, was sie alles erlebten weitete ihren Horizont. Sie erlebten verschiedene Wunder – wie Jesus Kranke heilte; wie er bereits einmal auf dem See Genesareth dem Wind und Wetter gebieten konnte oder wie er eben noch mit zwei Fischen und fünf Broten 5'000 Menschen sättigte. Sie hatten aber auch erlebt, wie Jesus angefeindet und abgelehnt wurde. Wie er ganz unerwartet darauf reagierte. Sie haben seine Reden gehört, vom anbrechenden Gottesreich; von der Liebe Gottes zu den Menschen; vom der Kraft, die im Weg des Glaubens liegt.

Sie waren immer in seiner Nähe, spürten seine Kraft, seine Autorität – aber auch seine Bescheidenheit und Demut.

Und nun nötigt sie dieser Jesus, dass sie sich alleine auf den Seeweg machen. Sie sollen vorausfahren, er komme dann später nach.

Eben noch im Hochgefühl des Erlebten, müssen sie aufbrechen. Die Gemeinschaft verlassen, ein neues Ziel ansteuern. Wohl wussten sie um die Gefahren des Sees – doch sie waren ja fast alles erfahrene Männer. Fischer, die die Tücken des Sees kannten. Und die wenigen „Nicht-Fischer“ haben sich wohl vertrauensvoll den Fähigkeiten ihrer Mitjünger anvertraut.

Sind das nicht Situationen, die wir selber auch kennen? Wir erleben Gottes Kraft ganz real. Wir spüren seine leitende Hand in unserm Leben. Wir haben zwar immer wieder

unsre Fragen, werden mit Schwierigkeiten konfrontiert; sind zum Teil auch Anfechtungen ausgesetzt – doch eigentlich trägt der Glaube. Er gibt uns die Kraft, den Alltag zu bestehen, die täglichen Herausforderungen in Angriff zu nehmen. Auch wenn wir nicht wissen, was an einem jeden Tag auf uns zu kommt – wir gehen vertrauensvoll den Weg.

Doch dann wechselt die Stimmung schlagartig. Der See verwandelt sich in eine wahre Hölle. Wellen peitschen, der Wind zerrt am Segel, das Schiff schlingert und droht zu kentern. Wellen türmen sich auf, stürzen von allen Seiten auf das Boot ein. Nun sind die Erfahrung und Fähigkeiten der Fischer, der Profis, gefragt. Mit vereinten Kräften stemmen sie sich gegen die Naturgewalt. Eine Stunde – zwei Stunden – drei Stunden – vier Stunden – fünf Stunden – sechs Stunden!

Die vierte Nachtwache beschreibt den Zeitraum zwischen drei und sechs Uhr morgens. Wenn man davon ausgeht, dass die Jünger am späten Nachmittag aufgebrochen sind, dann waren sie bereits um die sechs Stunden am rudern, am kämpfen. Und immer noch keine Spur von Jesus. Kein Zeichen, kein Signal, keine Hilfe – nichts.

Es ist auch erwiesen, dass zu dieser Tageszeit der Mensch kräftemässig und denkerisch an seinem Tiefpunkt ist. Müssen Menschen in dieser Zeit arbeiten, sind sie am „fehleranfälligesten“. Grosse Katastrophen fanden in diesem Zeitraum statt. Bopal, Tschernobyl, Exxon. Aber auch kleinere Fehlleistungen, die nie an die grosse Glocke gehängt wurden oder die nur einzelne Menschen betrafen, geschahen in dieser Zeit. Aus eigener Erfahrung kann ich von den Nachtschichten auf der Notfallstation reden. In der Zeit zwischen 3 und 5 Uhr war die Konzentration am tiefsten. Kamen dann schwere Notfälle rein, brach zusätzliche Hektik aus.

Und nun rudern also diese Jünger seit wohl sechs Stunden und sind am Ende ihrer Kräfte. Die Nerven liegen blank, die Erschöpfung ist total, die Angst übergross, das Entsetzen ist ihnen in die Gesichter geschrieben. Und wer weiss, vielleicht waren sie sich auch nicht mehr einig, wie in dieser Situation reagiert werden sollte. Wer führte wohl das Kommando? War es Petrus, Andreas, Jakobus? Stritten sie sich ob sie zurückfahren oder vorwärts rudern sollten? Wo in diesem Sturm war überhaupt vorne? Bewarfen sie sich mit Vorwürfen, man hätte früher umkehren sollen? Nun sind sie viele Stadien vom Ufer entfernt und können auf keine Hilfe vom Land aus hoffen. Alles scheint aussichtslos. Und in diesem Sturm haben sie auch nicht mehr Jesus an Bord. Bestimmt hätten sie ihn diesmal früher geweckt oder wären ruhiger gewesen, wenn er mit ihnen in diesem Unwetter gewesen wäre. Aber eben – er ist nicht da. Keiner ist da, der den Sturm stillen kann. Kein Ufer in Sicht, die Hoffnung sinkt.

Auch das sind Realitäten im Glaubensleben. Da scheint eben noch alles im grünen Bereich zu liegen und plötzlich bricht es los. Plötzlich fallen von allen Seiten Sturmwinde in unser Leben, die alles durcheinander wirbeln. Vielleicht betrifft es nur uns persönlich, vielleicht betrifft die ganze Familie oder eine ganze Gruppe. Dann ist da nur noch Chaos, Dunkelheit, Bedrohung und Schrecken. Wellen der Verzweiflung überwältigen uns. Und wo ist da Gott? Wo ist jetzt die Hilfe, wie sie in den Psalmen beschrieben, in der Bibel versprochen wurde?

Und genau an diesem Tiefpunkt erscheint Jesus auf dem Wasser. Doch zu diesem Zeitpunkt sind die Jünger nicht mehr auf Gottes Eingreifen eingestellt. Sie stehen der Hölle gegenüber, die all ihre Schleusen geöffnet hat und nun auch die Welt der Dämonen und Gespenster freigelassen hat. In diesem Moment können sie nur noch vor Angst schreien.

Doch ihre Angstschreie vertreiben Jesus nicht. Er beginnt mit ihnen zu reden. Und er holt sie dort ab, wo sie ihn verstehen können. Er spricht die Worte, die ihnen als Gottesworte vertraut sind. Als gläubige Juden verstehen sie, was er sagen will, wenn er ihnen zuruft: *Habt Vertrauen, ich bin es; fürchtet euch nicht!* Ich bin es – eine Wendung die uns im Alltag nicht so geläufig ist, den Jüngern aber den Weg zurück zum Glauben ebnete. Ich

bin es – so offenbarte sich Gott den Menschen im Alten Testament. *Ich bin der ich bin* – nannte Gott Mose seinen Namen im brennenden Dornbusch. Diese Bezeichnung war den Jüngern bekannt. Darauf konnten sie wieder bauen, darauf vertrauen. Mit diesem *ich bin es*, macht er ihnen klar, dass er Gottes Sohn ist, dass er wirklich in Gottes Vollmacht handelt.

Ich bin sicher, jeder von uns hier hat schon solche Erfahrungen gemacht. Jeder von uns hat schon Zeiten erlebt, in denen er nicht mehr ein noch aus wusste. Und wenn wir auf unser Leben zurückschauen, dann kommt es uns vielleicht vor wie in dieser Geschichte hier. Dort, wo der Wendepunkt kam, nahmen wir ihn zuerst vielleicht gar nicht wahr. Vielleicht bedrohten uns die nächsten Schritte mehr, als sie uns ermutigten. Vielleicht wollten wir auch gar keine Hilfe mehr. Doch irgendetwas hat uns dann wieder aufhorchen und Mut schöpfen lassen.

Nach der Geburt von Manuel war ich wochenlang krank. Fieberschübe und Infektionen liessen die ersten Wochen zur Katastrophe werden. Völlig überfahren von dieser Situation zog ich mich zurück, igelte mich völlig ein. Ich wollte niemanden mehr sehen. Ich hatte das Vertrauen in meinen Körper verloren. Wir beide – Stefan und ich – wussten nicht mehr, wie mit dieser Situation umzugehen war. In dieser Zeit kam unsre Pfarrfrau und fragte mich, ob ich nicht an Weihnachten in der Flötengruppe mitspielen wolle. Auch das noch, dachte ich – und wollte ihr einen Korb geben. Doch dann raffte ich mich auf und ging zur ersten Probe. Ein erster Schritt aus der Isolation war getan und langsam spürten wir auch wieder festeren Halt.

Manchmal braucht es auch nur einen aufmunternden Blick; eine neue Aufgabe; das spüren, dass andere mich ernst nehmen, mich brauchen.

Das alles löst die Angst oder Not nicht einfach auf aber solche Zeichen können helfen, wieder neuen Mut und Glauben zu schöpfen. Sie können der erste Anstoss sein, das wir wieder mit Gottes Kraft und seiner Hilfe zu rechnen.

Wo sind deine „Türöffner“? Es ist doch erstaunlich, wie Gott uns immer wieder dort abholt, wo wir ihn verstehen.

Manchmal braucht es drastischere Einschnitte. Eine Frau, die ich in der Spitex pflegte und die an einer fortschreitenden Krankheit litt, die ihre Bewegungsfreiheit immer mehr einschränkte sagte mir einmal: Wissen Sie, es ist schon hart. Aber diese Krankheit hilft mir, mich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Vieles, was mir früher wichtig war, hat an Bedeutung verloren. Jetzt befasse ich mich wirklich mit dem Leben, mit dem, was trägt, mit dem, was mein Leben auch jetzt noch sinnvoll macht.

Diese Worte machten mich betroffen und auch beschämt. Immer wieder muss ich an diese Frau denken.

Nachdem Jesus den Jüngern auf dem Wasser erschien, nimmt die Geschichte einmal mehr eine dramatische Wendung. Petrus ruft zu Jesus: *Herr, wenn du es bist, so befehl, dass ich auf dem Wasser zu dir komme.*

Schon immer fragte ich mich, was hat wohl Petrus bewogen, in die stürmischen Fluten steigen zu wollen. Wir waren wie gesagt am Meer. Einmal hatten wir Windstärke 8 und wirklich hohe und bedrohliche Wellen. Wir gingen ins Wasser, doch nur ganz nahe am Ufer. Die Kraft der Natur liess uns klein werden. Niemals käme ich auch nur auf die Idee, mitten in einem See auf solche Wellen zu treten.

War es wirklich der starke Glaube, den Petrus zu dieser Tat bewog? Oder war es einfach die reine Verzweiflung, die ihn dazu trieb? Eine Möglichkeit ist, dass Petrus in dieser grossen Not einfach ganz nahe bei Jesus sein wollte. Vielleicht waren aber die Stunden im Boot so schlimm, dass er nur noch raus wollte. Vielleicht hielt er auch seine Mitjünger

nicht mehr aus, vielleicht wollte er nur noch weg, denn schlimmer konnte es in seinen Augen nicht mehr werden. Und wenn es wirklich Jesus war, der ihnen da auf dem Wasser entgegen kam, dann würde er ihm helfen. Und wenn er es nicht war, dann war eh alles verloren. Dann wollte er auch nicht im Boot bleiben.

Gibt es in deinem Leben Situationen, in denen du am liebsten einfach aussteigen möchtest? Gibt es Dinge, die dich so belasten, dass du am liebsten davon laufen möchtest? Vertrautes verlassen und es dir beinahe egal ist, was dann auf dich zukommt?

Wir wissen nicht, was in Petrus wirklich vorging. Doch Jesus sagt zu Petrus schlicht: *komm!* Komm, wag das Unglaubliche. Er appelliert nicht an den Glauben er sagt einfach *komm*. Und Petrus geht. Er schaut auf Jesus und geht über das Wasser. Schritt um Schritt – bis er auf die Wellen schaut und sinkt. Doch Jesus lässt ihn nicht untergehen. Er nimmt ihn bei der Hand und geht mit ihm zurück ins Boot. Zurück in diese Situation, die Petrus eigentlich verlassen wollte. Zurück in das Boot, das noch immer von den Wellen hin- und hergeworfen wird. Erst jetzt stillt er den Sturm.

Doch bevor Jesus mit Petrus ins Boot steigt, rügt er ihn. *Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?*

Im ersten Moment erscheint dieser Tadel unerhört. Ja was denkt denn Jesus? Ist es nicht verständlich, dass Petrus auf dem Wasser plötzlich über sich selbst erschrickt?

Ich glaube nicht, dass Jesus dem Petrus und damit auch den andern Jüngern den Vorwurf macht, sie hätten in der Krisensituation falsch gehandelt. Es war ihre Aufgabe, ans andere Ufer zu fahren, sie mussten ihr Wissen im Moment der Gefahr einsetzen.

Eines aber macht der Text mir deutlich: Es gibt Momente, da ist es wichtig – und zwar unabdingbar wichtig – nur in *eine* Richtung zu schauen. Den Blick nur auf Gott zu richten und sich nicht von links oder rechts, von Fakten oder Erfahrungen ablenken zu lassen. Dann, wenn die Gefahr wirklich so bedrängend ist, dann ist Gott da. Dann kann er ungeahnte Kräfte verleihen, dann kann er erniedrigte Menschen aufrichten; schwache Menschen stark machen. Die Menschheitsgeschichte hat es gezeigt: Da haben Frauen ganze Familien zusammengehalten; da leisten Männer in aussichtsloser Situation Widerstand; da gab es Menschen, die ganzen Gruppen wieder Hoffnung schenkten. Corrie ten Boom, Martin Luther King, Bischof Romero und viele andere legten dafür ein Zeugnis ab. Menschen erlebten in grosser Anfechtung wie Gott ihnen auf unnatürliche Art und Weise beistand.

Es ist aber nicht so, dass wir alle – bildlich gesprochen – jederzeit auf dem Wasser gehen müssen. Solche Erlebnisse bleiben rare Einzelmomente. Von allen zwölf Jüngern ging auch nur Petrus auf dem Wasser.

Was für mich viel Mut machender ist, ist die Tatsache, wie Jesus den Jüngern begegnete.

- Er kam dann zu ihnen, als sie alle Hoffnung aufgegeben hatten.
- Er liess sich von ihrem Gespensterglauben nicht abhalten, machte ihnen auch keine Vorwürfe.
- Er stieg zu ihnen ins Boot, als die Wellen das Schiff noch bedrohte.
- Er stillte den Sturm und führte die Jünger über den See, wo weitere Aufgaben auf sie warteten.

So will Gott auch heute noch mit uns unterwegs sein. Er kennt unsre persönliche Geschichte, unsre Stärken und Schwächen. Er weiss, was er uns zumutet, wohin er uns auf den Weg schickt. Und manchmal mutet er uns viel zu. Und es gibt Zeiten, da haben wir das Gefühl, dass er sich zurückgezogen hat und wir alleine sind.

Gott kennt und versteht auch unsere Zweifel, unser „ausgepumpt sein“. Er fühlt mit uns, wenn wir alle Hoffnung verlieren, und er kommt uns dann entgegen. Ja, er erträgt es gar, wenn wir sein Entgegenkommen nicht ernst nehmen. Wenn wir kraftlos einfach im Boot sitzen bleiben und nur noch schreien und hoffen, der Sturm möge bald ein Ende haben. Dann, gerade dann steigt er in unser Boot ein.

Glaube ist nicht etwas, das wir nur im guten Umfeld leben können. Dann, wenn wir kraftvoll und mutig sind. Gelebter Glaube kennt die Tiefen der Angst, die Kraft der Zweifel und er kennt die Gedanken des Aufgebens. Gelebter Glaube erlebt aber auch Momente, in denen er – trotz allem, was er an schwerem erlebt – nur in eine Richtung schaut. Und zwar in die Richtung, in der Gott Anker und Leuchtturm, Schutz und Kraft ist, wenn rundherum das Chaos herrscht.

Gott will in unser Lebensboot steigen solange es noch in Gefahr ist und mit uns den Sturm aushalten. Erst dann lässt Sturm und Wind verstummen.

Glauben haben wir nicht auf Vorrat. Jeder Glaube wird angefochten, Glaube kann verloren gehen. Doch Glaube kann auch wieder neu wachsen trotz Angst, Not, Schuld oder Verzweiflung. Ein Lied von Gerhard Schmitter beschreibt dies auf eindrückliche Art:

*Wellen der Angst kommen auf mich zu,  
beklemmen und hemmen, nehmen mir die Ruh.  
Angst vor dem Leben und der Einsamkeit,  
dem Sterben, dem Alltag und der freien Zeit.*

*Aber der Herr ist immer noch grösser,  
grösser als ich denken kann.  
Er hat das ganze Weltall erschaffen.  
Alles ist ihm untertan.*

*Wellen der Schuld überrollen mich,  
bedrücken, blockieren und vermehren sich.  
Schuld durch mein Handeln, Reden und mein Sein  
an Gott und dem Nächsten und an mir allein.*

*Aber der Herr ist immer noch grösser,  
grösser als ich denken kann.  
Er hat das ganze Weltall erschaffen.  
Alles ist ihm untertan.*

*Wellen des Leidens fesseln meinen Blick,  
verdunkeln und lähmen, ziehen mich zurück.  
Leid durch Entbehrung, Hoffnungslosigkeit,  
durch Bosheit, durch Gräber und durch Krankheitszeit.*

*Aber der Herr ist immer noch grösser,  
grösser als ich denken kann.  
Er hat das ganze Weltall erschaffen.  
Alles ist ihm untertan.*

*Wellen der Sorge strömen durch den Tag,  
sie treiben und quälen, werden mir zur Plag.  
Sorge ums Dasein, um das Lebensglück,  
um Aufstieg und Ehre und um mein Geschick.*

*Aber der Herr ist immer noch grösser,  
grösser als ich denken kann.  
Er hat das ganze Weltall erschaffen.  
Alles ist ihm untertan.*

*Durch alle Wellen trägt er mich ans Land.  
Geborgen, voll Freude fass ich seine Hand.  
Ist auch das Brausen übermächtig gross:  
Er geht auf den Wellen, und er lässt mich nicht los.*

Amen